Werk

Titel: Hertel: Ueber den Wert mundartlicher Untersuchungen

Autor: Leitzmann, Albert

Ort: Berlin

Jahr: 1893

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345617002_0015|log31

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Hertel, Dr., *Ueber den Wert mundartlicher Untersuchungen.* Greiz, 1892. 11 Seiten. Greizer Gymnasialprogramm.

Der Verfasser behandelt in etwas überschwänglichem Stil die Frage, welchen Gewinn die wissenschaftliche Beschäftigung und liebevolle Vertiefung in die deutschen Mundarten dem Historiker, dem Mythologen, dem Sprachforscher, dem Schriftsteller, ja jedem Gebildeten bringen kann. Begeisterung für sein Thema kann man Hertel nicht absprechen, doch geht ihm darüber zuweilen die Kenntnis aus, so dass Phrasen den Mangel an positivem Wissen ersetzen müssen. Neues ist nirgends gegeben und wissenschaftlich daher das kleine Programm völlig belanglos, wenn es auch seines Eindrucks auf Schüler und Laien sicher nicht verfehlt haben wird.

Ein paar Proben von den eigenartigen Anschauungen des Verfassers seien noch gegeben. S. 1 behauptet Hertel, dass Schillers Gedankenflug zur Erweiterung der Kluft zwischen Gebildeten und Volk beigetragen habe: des Dichters der Räuber, von Cabale und Liebe, des ‚seid umschlungen, Millionen', des Tell! — Auf S. 1 wird auch sehr verächtlich von der Philosophie gesprochen, den ‚philosophischen Wolkenwanderungen eines Kant, Hegel und Schelling': über die Philosophie der beiden letzteren sich so ironisch zu äussern, will ich dem Verfasser nicht einmal so übel nehmen, aber wie kommt Kant in diese Gesellschaft? — S. 2 behauptet der Verfasser, dass die Gebildeten in Deutschland allüberall eine Sprache redeten: ist wirklich die Sprache eines gebildeten Hamburgers oder Hannoveraners der eines Karlsruhers oder Müncheners gleich? — Ueber Sprachleben und sprachliche Vorgänge hat der Verfasser eigentümliche, zuweilen recht mystische Anschauungen, obwohl er andererseits mit den Begriffen Lautgesetz und Analogie paradiert, für welche letztere er S. 6 als Grund ihrer Glaubwürdigkeit die sehr beruhigende Thatsache anführt: ‚die neueste Sprachlehre des Griechischen und Lateinischen (!) von Professor Brugmann wimmelt geradezu von derartigen Deutungen'. So ist z. B. S. 3 von einer ‚Verdickung' von *î û* > *ai au*, S. 5 von einer ‚Vergröberung' von *rs* > *rs*' die Rede. Das Köstlichste dieser Art ist die mystische Weisheit, die S. 6 verkündet wird: ‚das spitze, leichte, oberflächliche deutet die Sprache durch den Laut *i* an, während das *a* dem Wort den Begriff des reinen, festen, geordneten und das dumpfe *u* den des geheimen, unordentlichen verleiht'. Man wende diese Regel einmal auf deutsche Ablaute an: binden (spitz, leicht, oberflächlich), das Band (rein, fest, geordnet), der Bund (geheim, unordentlich)! Dass solche lächerliche Deutungsversuche der Lautindividualität immer wieder auftauchen, die doch so falsch und thöricht sind wie die ebenso oft wiederholten Deutungen des Charakters der einzelnen musikalischen